



Dies ist eine Leseprobe des Tropen Verlags. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.tropen.de

MARKO MARTIN

FREIHEIT S
AUFGABEN N

TROPEN SACHBUCH

Tropen

www.tropen.de

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

Rotebühlstraße 77, 70178 Stuttgart

Fragen zur Produktsicherheit: produktsicherheit@klett-cotta.de

© 2025 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,
gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte inklusive der Nutzung des Werkes für Text und
Data Mining i. S. v. § 44 b UrhG vorbehalten

Cover: Zero-Media.net, München

unter Verwendung einer Fotografie von © FinePic®, München

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-50286-2

E-Book ISBN 978-3-608-12483-5

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Die Befreiung eines Menschen beginnt von innen. Sie kann jedoch nicht beginnen, wenn ein Mensch nicht der Freiheit eines anderen begegnet ist und sich daran nicht erfreut und begeistert hat.

Józef Tischner (1931–2000)

Sich an das halten, was doch einst / uns rettete: Treue und Freiheit / ... / Darum sagst du »Erinnerung«

*Serhij Zhadan (geb. 1974),
Du sagst »Erinnerung«, 03.03.23*

Schloss Bellevue und andere Räume (Eine Art Vorrede)

Wie mutig von Ihnen. Es gibt Lobesformeln, die irritieren oder sogar erschrecken. Denn was ist schon »mutig« gewesen an jener Festrede vom Vormittag des 7. November 2024, im Berliner Amtssitz von Bundespräsident Steinmeier? Ich hatte lediglich die Gelegenheit genutzt, zum 35. Jahrestag der friedlichen Revolution in der DDR über Mentalitätsmuster in Ost *und* West nachzudenken, die nach wie vor mit dem konkreten Wert der Freiheit fremdeln. Auch wenn ich mir bewusst war, dass manches den Gastgeber verärgern würde.

Doch es war und ist ja offenbar, dass die von Putins Russland seit 2014 überfallene Ukraine gegenwärtig den höchsten Preis für jenes westliche und damit auch gesamtdeutsche Zögern bezahlt. Absurd wäre es gewesen, dies ausgerechnet in einer Rede zu verschweigen, die an den Mut der ostdeutschen 89er, an deren Erfolge, aber auch Einsamkeitserfahrungen erinnern sollte. Wie hätte ich im Angesicht des nur ein paar Meter vor dem Rednerpult in der ersten Reihe sitzenden Bundespräsidenten dessen nur zu bekannte Rolle als langjähriger Schönredner, Beschwichtiger und damit indirekt auch Ermutiger der

russischen Aggressionspolitik übergehen können? Der Elefant im gut gefüllten, klassizistischen Veranstaltungssaal des Schlosses Bellevue war ja nicht zu übersehen.

Überdies gab es diverse gründlich recherchierte Bücher über die deutsche Moskau-Connection, hatten vor allem Osteuropa-Wissenschaftler und Historiker in Ost und West längst den freiheits- und friedensgefährdenden Charakter der Nord-Stream-Projekte en détail herausgearbeitet und analysiert.

Mehr noch: Steinmeier hatte sich dabei die ganze Zeit über – als Schröders Kanzleramtschef ebenso wie als verlässlicher sozialdemokratischer Mehrheitsbeschaffer für Kanzlerin Merkel und dann als Außenminister – auf die stille Zustimmung, um nicht zu sagen: Komplizenschaft, der deutschen Mehrheitsgesellschaft stützen können. Gewinnbringende Investitionen im Putin-Reich und vermeintlich billiges russisches Gas für Deutschland erfreuten Parteien, Unternehmen und Gewerkschaften gleichermaßen, schienen sie doch schließlich *uns alle* profitieren zu lassen.

Nicht, dass es keine Warnungen gegeben hätte. Natürlich war es gefährlich, das gesamte Wirtschaftsmodell und damit Wohlstand, sozialen Frieden, die Finanzierung von Bildung, Infrastruktur und Verteidigung von einem solch waghalsigen Konstrukt abhängig zu machen. Es war die fatale Wunschvorstellung, derzufolge sich Putin aufgrund der immer stärkeren wirtschaftlichen Verflechtungen schon irgendwie »bändigen« lassen würde. Putin aber, sozialisiert in Leningrader Hinterhof-Schlägereien und jahrelang vom Geheimdienst geschult, schätzte die von Deutschland und Russland gemeinsam herbeigeführte Konstellation ganz anders ein, und das

nicht erst seit der Krim-Annexion von 2014: Die Deutschen, so *sein* Kalkül, würden das lukrative Gasgeschäft schon nicht sausen lassen, Ukraine hin oder her.

Was also war mutig daran, dies anzusprechen und Steinmeiers wütende Reaktion zu riskieren? Da der wirkliche Skandal doch in ebendieser deutsch-russischen Komplizenschaft lag, die nicht nur von osteuropäischer Seite wieder und wieder angesprochen war an die Adresse der ansonsten so gern moralisierenden Deutschen: Die Wirtschafts- und Außenpolitik der schwarz-rot (und für vier Jahre schwarz-gelb) regierten Bundesrepublik als *Ermutigung* von Putins aggressiver Expansionspolitik, die schließlich in der Vollinvasion der Ukraine am 24. Februar 2022 kulminierte. Besonders mit Blick auf das unselige Nord-Stream-2-Projekt, von dem man trotz aller Warnungen partout nicht lassen wollte und das im politischen Berlin bis zuletzt wider allen besseren Wissens als eine »rein wirtschaftliche Unternehmung« gepriesen wurde.

Wussten die Verantwortlichen – inklusive Frank-Walter Steinmeier, der als Bundespräsident noch im April 2022 das milliardenschwere Projekt als »Brücke« bezeichnete – tatsächlich nicht, wie stark die geplante Umgehung der Ukraine als Transitland zugunsten der Ostsee-Gaspipeline Putins Hemmschwelle für einen erweiterten Krieg gegen das Nachbarland senken würde? Selbstverständlich wussten sie es. Sie hatten den Überfall auf die Ukraine bereits eingepreist: Was auch immer geschehen würde, die Gaszufuhr wäre ja nun via Ostsee sichergestellt.

Auch deshalb ist es ziemlich verblüffend, dass im seit 1990 institutionell wiedervereinten Deutschland, in dem

bei nun wirklich jedem anstehenden Jahrestag so routinisiert wie verzagt die Frage nach der (horribile dictu) »inneren Einheit« hin und her gewendet wird, diese wirkliche Auseinandersetzung mit Krieg und Frieden, mit Lüge und Verantwortungslosigkeit noch kaum begonnen hat.

Um es kurz zu machen: Nein, »mutig« war es gewiss nicht, den Bundespräsidenten in dieser Rede anzusprechen, auch hatte ich ja keineswegs irgendwelche Neuigkeiten vorgebracht. Noch weniger bedurfte es besonderer Courage, sich hinterher im benachbarten Empfangssaal am Stehtisch der Wut Steinmeiers auszusetzen. Zumal ich guten Beistand hatte.

Wer in der DDR weder Mitglied der Jungen- und Thälmann-Pioniere noch der FDJ gewesen war, wer wegen Nichtteilnahme an der obligaten vormilitärischen Lagerausbildung aus der Lehre geflogen und Hilfsarbeiter wurde, wer mit 18 Jahren den Kriegsdienst verweigerte und (zusammen mit der Familie) den Antrag auf Ausreise aus jener vermaledeiten DDR gestellt hatte – wie sollte der im Herbst 2024 und im Licht der Öffentlichkeit denn mit »Mut« kokettieren, ohne eine geradezu lächerliche Anmaßung zu riskieren?

(Tatsächlich schien mir der heranrauschende und mit Selbstgerechtigkeit verpanzerte Bundespräsident von geringerer Wichtigkeit als das Urteil der Mamá, unten am idyllischen Bodensee. Es erfolgte dann am frühen Abend, inmitten all der überraschenden Interviewanfragen, auch prompt telefonisch: Alles gut und schön mit diesem Auftritt da beim BuPrä, erklärte sie mit robust sächsischem Mutterwitz, aber warum nur habe der Sohn *schon widerder*

so *huggsch* – auf hochdeutsch: krumm – am Rednerpult gestanden und einen *Quasimodo-Buckel* gemacht?)

Dazu noch eine andere Frage: Auf welche Weise könnte sich ein »Ich« in einem Essay situieren? Da ja »positionieren« und Vokabeln ähnlicher Bauart ebenfalls bedenklich in der Nähe großsprecherischer Satzbau-stein-Produktion siedeln. Auch wäre es wohlfeil, jegliches mit einem identitären »Ich als ...« zu garnieren und sich damit eventueller Nachfragen mit dem Verweis auf das eigene Erleben/Empfinden/So-Sein bereits im Vorhinein zu entziehen. Andererseits: Wie präventiv, aus einem subjektiven *Ich* ein pseudo-objektives *man* zu zimmern. Und wie im Grunde auch unehrlich, Texte in die Öffentlichkeit zu bringen, ohne zumindest ab und an zu skizzieren, wie das eigene Referenzsystem beschaffen ist, aufgrund welcher Erfahrungen und Gestimmtheiten eine Betrachtungsweise entsteht, eine Wahrnehmung oder gar ein Resümee. Oder, in den gewitzten Worten von Witold Gombrowicz: »Ich vertraue keiner Idee, die nicht Fleisch geworden ist.« Ein Pole, natürlich. Lebenslanger Verächter der Nazis *und* Kommunisten, Exilant in Argentinien und Südfrankreich, Spötter über das selbstreferenziell Banale einer Mentalitäts-Folklore, der das »Vaterland« der einzige, unhintergehbare Horizont ist – und vor allem: Liebhaber des sinnlich erfahrbar Konkreten.

Sprechen wir also zunächst nicht weiter von mir und lassen auch den unwirschen Bellevue-Hausherren mit dem zornig mahlenden Unterkiefer erst einmal beiseite.

(Sein letzter Anwurf: »Schließlich sind Sie Gast hier!«
Meine freundliche Replik: »Sie aber auch, Herr Bundes-

präsident, für eine Wahlperiode von je fünf Jahren und in einer temporären Bleibe, die aus den Steuerzahlungen der Bundesbürger finanziert wird.«)

Noch bevor ich an jenem Vormittag die Sicherheitschleuse zum Bellevue-Areal passierte, hatte ich den einparkenden Reisebus beobachtet und gespannt zugesehen, wer ihm alles entstieg: Da war der 1969 geborene Historiker Basil Kerski vom Solidarność-Zentrum in Gdansk, da war die gesamte, gleich mehrere Generationen umfassende polnische Gruppe, die zur Mauerfall-Feier *dazugeladen* worden war. Freilich nicht als Redner, nicht als Panel-Diskutanten, sondern lediglich als (Zaun-)Gäste.

Basil Kerski berichtete mir in der Warteschlange vor dem Sicherheits-Check vom langen E-Mail-Hin-und-Her mit den Verantwortlichen im Bundespräsidialamt, die keine Notwendigkeit sahen, auf der offiziellen Feier auch jene sprechen zu lassen, die die Freiheitsgeschichte von 1989 doch direkt mitgeschrieben hatten – und zwar schon lange *vor* jenem Jahr.

Gleich hinter uns stand der inzwischen 75-jährige Bogdan Borusewicz und blies gegen die Novemberkälte seinen Atem auf die Fingerspitzen. Ihn hatte das polnische Regime im Mai 1968 das erste Mal verhaftet, da war er noch ein Schüler und beim Verteilen von Flugblättern den Häschern in die Hände gefallen. Im Sommer 1980 initiierte er dann an der Seite von Lech Walesa die ersten Streiks auf der Danziger Lenin-Werft, wurde zum Mitbegründer von Solidarność. Anschließend ging er nach Ausrufung des Kriegsrechts am 13. Dezember 1981 für vier Jahre in den Untergrund. Nach 1989 im sozialliberalen Teil der polnischen Parteienlandschaft angesiedelt,

amtierte er bis 2023 als Präsident bzw. Vizepräsident des Senats.

Freundlich, fast scheu, lächelnd stand er nun ebenso in der Warteschlange wie der mutige langjährige *Solidarność*-Anwalt Jacek Taylor und die anderen *Dazugeladenen*.

Als am Nachmittag jenes Tages das Video meiner Rede viral ging, waren darin auch Bogdan Borusewicz und all die anderen aus Polen zu sehen. Ich würde lügen, wollte ich behaupten, dass *deren* Freude, ebenso wie das nachfolgende polnische, baltische und ukrainische Medienecho, mir kein Gefühl dankbarer Genugtuung geschenkt hätten. Schließlich war die Präsenz der polnischen Gäste ein weiterer Motivationsschub gewesen, die Rede ohne jegliche innere Anspannung vorzutragen. Wenn jemand mutig gewesen war, dann sie.

Auch wenn ich all diese tapferen Menschen bis 1989 – als Schüler und später als Hilfsarbeiter und Kriegsdienstverweigerer – noch nicht einmal vom Namen her gekannt hatte; ihnen und all den anderen von *Solidarność* war ja auch die eigene, freilich ungleich risikoärmere Rentenz mit zu verdanken. Ihretwegen konnten wir überhaupt so etwas feiern wie die mittelosteuropäische Implosion eines ideologischen Gewaltsystems, das sich im Sinne einer vermeintlich »historischen Mission« so elend lange selbst zur steinernen Endgültigkeit erklärt hatte.

Bogdan Borusewicz war später – biografisch gesehen eine logische Konsequenz – zu den schärfsten Kritikern des Putin'schen Geschichtsrevisionismus geworden. Bereits 2015, kurz nach den ersten Angriffen auf die Ukraine, wurde er vom Moskauer Regime mit einem Einreiseverbot belegt.

Nicht zufällig reagierten dann auch die Polen als erste auf die schockierenden Bilder aus Donald Trumps Weißem Haus, die am 28. Februar 2025 der Weltöffentlichkeit den kalkulierten Versuch der Demütigung des ukrainischen Präsidenten Selenskyj zeigten. In einem um kein offenes Wort verlegenen Brief an den amerikanischen Präsidenten erinnerten ehemalige Dissidenten an den Wert der Freiheit und die Kraft der Würde – und zogen die Verbindungslinie zu ihren einstigen Erfahrungen bei den Verhören und gewalttätigen Wortverdrehungen durch den kommunistischen Geheimdienst. Unterzeichnet hatten Lech Walesa und Adam Michnik und Dutzende weitere jener Oppositioneller, denen die Epochenwende von 1989 maßgeblich mitzuverdanken war. Unter ihnen, natürlich: Bogdan Borusewicz.

(So viel auch zur Genre-Frage des Autobiografischen im Essay: Von sich erzählen, indem *die Anderen* aufscheinen, in ihren Lebenswegen und in ihrer Kraft.)

Im Clip der Bellevue-Rede zoomte die Kamera immer wieder auf die polnischen Gäste, im Unterschied zur gefrorenen Mimik Steinmeiers wirken ihre Gesichter geradezu fröhlich. Ein offenbar recht wütender User schrieb daraufhin auf X: »Was ist schon von einem derart respektlosen Auftritt zu halten, wenn im Publikum sogar Kaczyński saß und applaudierte?«

Der Kurzzeilen-Kommentator hatte offenbar den integrieren Freiheitsfreund Bogdan Borusewicz mit dem rechtsautoritären PIS-Chef verwechselt, vermutlich aus jener Herrenmensch-Stumpfsinnigkeit, derzufolge »alle Slawen irgendwie gleich aussehen«.

Während der sechs Monate eines Literaturstipen-

diums 2016 in Wrocław/Breslau hatten mir junge Polen und Polinnen immer wieder von vergleichbaren (oder noch verletzenderen) Erfahrungen berichtet. Ein Abkanzeln, mal verdruckst, mal hämisch, mal in paternalistisches »Verständnis« verpackt – auf den Spargelfeldern Brandenburgs, in Flixbussen und Ruhrpott-Restaurants. Und ebenso in akademischen und künstlerischen Zirkeln, in denen ansonsten mehr oder minder gutsituierte »Biodeutsche« sich gegenseitig ostentativ ihrer *Achtsamkeit* versicherten: Polen als Fremde, irgendwie anachronistische, womöglich auch allzu ungebärdige Wesen, »irgendwo da aus dem Osten«. Die jungen Polinnen und Polen aus Wrocław schienen derartiger fortgesetzter deutscher Ignoranz übrigens weniger zornig zu begegnen als vielmehr gelassen und mit Ironie, wodurch sie en passant die hiesige Dauerschleife vom vermeintlich »großkotzigen« West- und angeblich permanent »untergebutterten« Ostdeutschen aufbrachen und die Möglichkeit eines vielleicht etwas anderen Hinsehens eröffneten.

Kehren wir deshalb doch noch einmal zum Empfang und an den Stehtisch in Schloss Bellevue zurück. Während der Bundespräsident noch trachtete, seine Empörung loszuwerden, war mir ein Mann im grauen Anzug aufgefallen: das rundliche Gesicht in tiefe Sorgenfalten gelegt, der seitlich geneigte Kopf mal links, mal rechts des wuchtigen Steinmeier-Rückens, die ganze Gestalt ein Mimik und Gestik gewordenes Mantra vom »Das Schlimmste verhüten / Den Dienstherren doch bitte auch verstehen / Den Gesprächsfaden nicht abreißen lassen«.

Ein nahezu zeitloser Typus, hatte ich gedacht. Auch

wenn man ihn auf den gestaltenreichen Renaissance- und Barockbildern eher weniger fand als auf den Historiengemälden des 19. Jahrhunderts. Hatten zuvor noch sinistre Ratgeber mit spöttisch-kalten Augen im schattigen Hintergrund der politischen Entscheider gelauert, waren sie später von ebendiesem Menschenschlag abgelöst worden, servil Gutmeinenden, deren leicht bedröppelte Miene jedoch verriet, dass es wohl auch diesmal wieder schiefgegangen war mit der anvisierten Fürstenerziehung.

Wortwörtlich händeringend also trat jener Mann an den runden Stehtisch, den ich mir mit der ehemaligen Bürgerrechtlerin und Stasiakten-Beauftragten Marianne Birthler und der Fotografin Nadja Klier teilte. Und setzte zu einer Erklärung an: »In manchem bin ich ja durchaus bei Ihnen«, säuselte er, um sogleich die Augenbrauen kritisch hochzuziehen und den Mund vorwurfsvoll zu spitzen: »Aber nicht in diesem Ton der Polemik!«

Marianne Birthler fragte daraufhin mit unverstellt sanfter Stimme nach, welcher »Polemik« ich mich denn schuldig gemacht hätte. Der Mann hob und senkte seufzend die Anzugschultern und sagte: »Etwa bereits zu Beginn der Rede dieser Vorwurf, wir im Schloss und die Menschen draußen im Lande hätten den Beitrag der Polen und Solidarność zum Ende des Realsozialismus noch immer nicht entsprechend gewürdigt. Wo der Bundespräsident doch in seinem Eingangsstatement genau diesen Beitrag erwähnt hatte! Und auch die polnischen Gäste hat er begrüßt, sogar namentlich und korrekt ausgesprochen. Stand doch alles auf seinem Zettel ...«

Die Stimme versuchte eine Balance aus Selbstmitleid und gereizter Schulmeisterei, doch was unausgespro-

chen mitschwang, war dies: Und jetzt endlich mal Schluss mit der ganzen Krittelei, kapiert? (Dass sich der Mann zuvor mit devotem Augenzwinkern als »Ostwestdeutscher« vorgestellt hatte, war dabei nicht wirklich von Bedeutung.)

Die Worte ließen den weitläufigen, noch immer mit allerlei Gästen bevölkerten Raum schrumpfen. Als wäre die Veranstaltung eher ein Charity-Event, dessen Ausrichten zwar zum guten Ton gehört, das jedoch ohne Bedeutung und unbedingt ohne Folgen bleiben soll, dessen Gäste sich in ihre rein dekorative Rolle zu fügen haben.

In diesem Sinne hatte der Hausherr *vor* der Veranstaltung auch die Redner und Panel-Gäste abgecheckt – mit einem jener nanosekundenkurzen Scan-Blicke, die wohl im Laufe der Jahrzehnte im Zentrum der Macht erworben und irgendwann vielleicht ganz unbewusst ausgesandt werden: Ist das hier gerade vorgestellte rangniedere Gegenüber eventuell nützlich, könnte es einem schaden, oder fällt es in die dritte Kategorie der harmlosen Irrelevanz? (Zu meinem Glück hatte er bei mir offenbar auf Letzteres getippt, was die »Na dann mal herzlich willkommen bei uns im Schloss«-Jovialität vermutlich ebenso erklärte wie den späteren Ausraster.)

Aber so what, so gucken und speed-urteilen eben »Entscheider« – und das nicht nur »bei uns im Schloss«, sondern überall, in Amtsstuben und in der Wirtschaft, in Redaktions- oder Verlagsräumen und ganz gern sogar diejenigen, die Jürgen Habermas' *herrschaftsfreien Diskurs* ansonsten für eine Art Katechismus der Bundesrepublik halten.

»Langsam seh' ich durch und sehe was hier läuft: / Dass man Kätzchen, die zu viel sind, auch ersäuft / Gute Leute gibt es drüben / Hier hab' ich sie auch gefunden / Und ansonsten: Nirgendwo / Mangelt es an Schweinehunden.« Eine von Biermanns West-Balladen, in den ersten Jahren nach der Ausbürgerung entstanden. Für Eva-Maria Hagen geschrieben, wie auch jenes andere Lied über jene »Extras hier, / die viel zu viel Seelengeld kosten«, worauf sie mit »Nee, nein danke, kein Bedarf« antwortet, mit einem »Ich bin noch auf anderes Leben scharf/ Ich bleib' immer die aus'm Osten«.

Marianne Birthler lächelte höflich, Freya Kliers Tochter Nadja machte ein Grinsekatten-Gesicht, von der anderen Seite des Saals winkte Basil Kerski. Immer die/der aus'm Osten – tatsächlich und für immer, in gleichsam gerahmten Erfahrungen?

Der Raum aber war ja nicht nur geschrumpft, sondern hatte sich auch geweitet, und das nicht zum ersten Mal. Da der deutsch-deutsche Horizont gewiss nicht die einzige Referenz darstellte und nichts öder wäre als irgendeine verkrampt hypertrophe identitäre Selbstbespiegelung. Hatte nicht Emmanuel Lévinas schon vor über einem halben Jahrhundert eine Alternative beschrieben? »Das wirkliche Abenteuer besteht nicht im Zu-sich-selbst-Kommen, sondern in der Begegnung mit dem Anderen.« Emmanuel Lévinas aus Kaunas, der – ebenso wie Romain Gary aus Vilnius – schon in den Zwanzigerjahren des letzten Jahrhunderts nach Frankreich gekommen war (was zweifellos beider Leben vor der Ermordung im Holocaust rettete). Als Philosoph hatte er lebenslang den pauschalisierenden und aufputschenden Wir-Betrach-

tungen ebenso misstraut wie dem Narzissmus eines allzu selbstgenügsamen Ich.

Andere Räume, andere Menschen. Und, Welch guter Mehr-als-nur-Zufall, dass mit Basil Kerski just einer dieser Türöffner mit dabei war an jenem »Bellevue-Tag«. Ein Vierteljahrhundert zuvor hatte er nämlich von Gdansk nach Paris ein Fax geschickt, das meinen Besuch in einer kleinen, verwunschenen Villa im Vorort Maisons-Laffitte ankündigte.

Als ich dort im Frühjahr 1999 die Gartentür öffnete, beim Griff an die bronzene Klinke, beim Gang über den schmalen, knirschenden Kiesweg zum Haus, dessen erleuchtete Fensterfronten hinter dem Geäst der Bäume sichtbar wurden, kam mir *natürlich* der Gedanke, wer alles zuvor bereits hierhergekommen war: Albert Camus, Czesław Miłosz, Witold Gombrowicz oder Gustaw Herling – und, im Jahr 1964, ein gewisser Adam Michnik. Dieser hatte seinerzeit vor allem zu erfahren gesucht, was ihm das kommunistische Elternhaus wie auch die in Warschau regierende Staatspartei an Jahrhundertgeschichten verheimlichte. Michnik, damals 19 Jahre alt, sollte schon vier Jahre später Wortführer der polnischen Studentenproteste werden und ab da einer der prägendsten Intellektuellen der Opposition, in Gefängnissen und Lagern wie auch »draußen« in seiner diktatorisch regierten Heimat.

Dass es 1989 dann friedlich endete, ist deshalb auch Adam Michniks unermüdlichem Engagement zu verdanken, das ihm in der Folge – als Gründer und Herausgeber der großen liberalen Wochenzeitung *Gazeta Wyborcza* – eine in Polen bis heute andauernde mediale

Präsenz verschaffte. Seine Denk-Bewegung, dachte ich, musste also *hier* begonnen haben, in dieser kleinen Villa bei Paris. Wie entsteht Freiheit im Kopf? Wie lässt sie sich in Handeln übertragen? Und nicht zuletzt: Wie wäre die einmal errungene Freiheit (*einmal* im doppelten Wortsinn) effektiv zu schützen und zu bewahren?

In jenem Frühjahr des Jahres 1999 erwartete mich hinter einer offenen Tür im Vestibül, in einem von Büchern und Manuskripten überquellenden Zimmer, das gleichzeitig von bemerkenswertem Ordnungssinn zeugte, der Hausherr (der sich natürlich nie als solcher bezeichnet hätte): Jerzy Giedroyć, geboren 1906 im damals noch dem russischen Zarenreich zugehörigen Minsk. Giedroyć war, wie Gustaw Herling, im Zweiten Weltkrieg als Soldat der polnischen Exilarmee unter britischem Oberkommando an den verlustreichen Kämpfen gegen Hitlers Wehrmacht in Nordafrika beteiligt – und seit 1947, da eine Rückkehr in seine von den Nazis und den Stalinisten verheerte Heimat nicht infrage kam, eben hier in Maisons-Laffitte ansässig, Gründer der legendären Exil-Zeitschrift *Kultura*. (Während den meisten Franzosen der als nobel geltende Vorwort wohl noch immer allein wegen seiner Pferderennbahn bekannt sein dürfte.)

Es war ein Besuch bei einem Jahrhundertzeugen, der als litauischer Adelsspross sogar noch in diesen letzten Monaten vor seinem Tod im September 2000 auf Stil und *bonne tenue* achtete. Eine schmale Gestalt, aufrecht hinter seinem Schreibtisch sitzend, im Anzug, doch mit Halstuch statt Krawatte, ein wie von jeglichem störenden Beiwerk befreiter Charakterkopf, mit freundlich-wachen Augen.

Und ihm gegenüber: seine langjährige Mitarbeiterin Zofia Hertz, 1910 in Warschau geboren und zusammen mit ihrem inzwischen verstorbenen Mann Zygmunt ebenfalls von Anbeginn bei *Kultura* dabei.

Was ich hier wollte? Mitnichten eine Nostalgie-Visite bei weißhaarigen Veteranen des Kalten Kriegs. Bereits Jahrzehnte vor 89 hatte sich *Kultura* konkret Gedanken über das »Danach« gemacht: Wie könnte der Osten und die östliche Mitte Europas aussehen, wenn das sowjetische Imperium irgendwann einmal den Preis für seine absurde Überdehnung und die permanente ökonomische Malaise zahlen müsste und sich, gewiss wider Willen, aus den Satellitenstaaten zurückzöge? Osteuropäer im Exil und Polen, die aus dem Land heraus unter Pseudonym für die Zeitschrift schrieben und ihre Texte unter oftmals großem Risiko nach Maisons-Laffitte schmuggelten, hatten sich hier bereits auf das Kommende vorbereitet – von der gesamten bundesdeutschen Öffentlichkeit unbemerkt und auch in den meisten Zirkeln der DDR-Opposition nicht diskutiert. Dabei war es gerade um das *Jetzt* gegangen, in dem diese Zeilen in den Laptop getippt werden, das *Jetzt*, in dem der verunsicherte Kontinent auf sich allein gestellt zu sein scheint.

Schon seinerzeit sahen die *Kultura*-Autoren die Gefahr nicht in einer möglichen deutschen Einheit, da diese doch die militarisierte DDR, in der preußischer, brauner und rot-sowjetischer Untertanengeist fortlebte, zum Verschwinden bringen würde. Allerdings wäre Vorsorge zu treffen für den Fall, dass ein alt-westdeutscher Revanchismus abgelöst würde von einem nunmehr gesamtdeutschen Neutralismus, der Ressentiments gegenüber

den vermeintlich »kontinent-fremden« Amerikanern pflegte und womöglich den Wunsch erweckte, sich als ökonomisches Schwergewicht erneut über die Köpfe der Osteuropäer hinweg mit Moskau zu verbandeln. Denn Russland, so viel war den Überlebenden des Gulag stets klar, drohte auch ohne seinen kolonisierten Vorhof weiter aggressiv zu bleiben, geistig und wirtschaftlich zu stagnieren und sich in Mythen und Dolchstoßlegenden zu verfangen.

Noch heute erinnere ich mein Staunen als damals 28-jähriger Besucher, geboren und aufgewachsen in der DDR und seit nunmehr einem Jahrzehnt frohgemut in der Bundesrepublik lebend und dort mit allen Chancen ausgestattet, sich zu bilden oder auch nur »zu informieren«. Mit Irritation, ja beinahe Scham über meine Ahnungslosigkeit denke ich an mein begieriges Zuhören des von Jerzy Giedroyc und Madame Hertz geduldig Vorgetragenem. Denn was wusste ich damals schon über die permanenten polnisch-litauischen Konflikte im 20. Jahrhundert, über die Massaker, die Polen und Ukrainer Ende des Zweiten Weltkriegs aneinander begangen hatten, über NS-Kollaboration im Baltikum und in der Ukraine, über mörderischen Judenhass, der in Polen selbst in Teilen des antinazistischen Widerstandes virulent gewesen war?

Dies alles galt als *Spezialgeschichten*, in Ost- wie in Westdeutschland höchstens Historikern bekannt. *Kultura* aber hatte Zeit ihres Bestehens gerade solche Konfliktlinien immer wieder thematisiert. Oft auch unter dem Radar der Zöllner und Geheimdienstspitzel, die eine klandestine Verbreitung der *Kultura* im kommunistischen Polen kaum verhindern konnten. Wobei die

staatlich-offizielle Hetze gegen die Zeitschrift und speziell gegen Jerzy Giedroyc' gewiss zusätzliche Werbung bedeutete und vor allem junge Leute anfixte, wie etwa jenen damals 19-jährigen Adam Michnik. (Die Freiheits-Neugier der Jungen und das weitergegebene Wissen der keineswegs in sich verkapselten Alten – so ganz jenseits zänkisch behaupteter *generation gaps*. Auch das eine durchaus heutige Möglichkeit von Begegnungen; es müssten halt nur die richtigen Leute sein.)

Viele von denen, die für die Zeitschrift schrieben oder sie lasen, übernahmen dann nach 1989 wichtige Positionen vor allem in der baltischen und polnischen Außenpolitik – und zwar *ohne* das Gepäck von verordnetem Vergessen, selektiv instrumentellem Erinnern und nationalistischem Nachbarszwist.

»Wir können nicht ohne Stolz feststellen, dass wir da eine gewisse Vorarbeit geleistet haben«, sagte Jerzy Giedroyc' in jenem Frühjahr 1999. »Wir haben uns bemüht, all die sogenannten ›alten Rechnungen‹ möglichst neutral zu thematisieren – ohne zu verkürzen oder uns in Aufrechnungen zu verlieren. Wir wollten Ressentiments und strangulierende Mythen deutlich machen, um sie danach zu überwinden und andere, hellere Wege zu skizzieren. Ohne in den scheinbar ewigen alten Hader zu verfallen, der allein um sich selbst kreist und für den unsere Region so berührt ist. Andernfalls hätte es nämlich auch so ausgehen können wie in Jugoslawien, wo das Ende des kommunistischen Einheitssystems auf blutige Weise die Zentrifugalkräfte freisetzte. Nun, wir Polen und Balten hatten's vermeiden können. Sogar das historisch belastete Verhältnis zur Ukraine hat sich inzwi-

schen entspannt, sodass wir voller Sympathie sehen können, wie sich nun auch dieses Land langsam und vorsichtig aus dem Machtbereich des Kreml zu lösen versucht. Voilà ...«

Ein leichtes Lächeln, eine angedeutete Handbewegung ohne jeden Triumph. »Fehlt eigentlich zum gesamten Glück nur noch ein Westen, der all dies nicht nur schulterzuckend und wie selbstverständlich hinnimmt, sondern ebenfalls als Chance begreift, für den ganzen Kontinent.«

Sofia Hertz' freundlich wuchtiges, sogleich Vertrauen einflößendes Großmuttergesicht legte sich für einen Moment in Falten. »Dabei ist es ja nicht so, als wäre der giftige Nationalismus schon überall Vergangenheit. Und nicht jede und jeder in Polen liest die *Kultura*. So manche klerikalen Ultras oder auch die Kaczyński-Zwillinge ...«

Polens, Tschechiens und Ungarns Beitritt zur NATO, von der Bevölkerung so sehr gewünscht und der amerikanischen Regierung, die unter Bill Clinton weniger zögerlich agierte als unter George Bush senior, quasi abgerungen, hatten Sofia Hertz und Jerzy Giedroyć noch miterleben können. Später folgten, ebenfalls auf eigenen Wunsch, die baltischen und andere Staaten des ehemaligen Sowjetblocks; gleichzeitig traten diese Länder auch der EU bei. Der autoritäre *roll back* unter dem recht nationalen Kaczyński-Regiment hätte die beiden *Kultura*-Leute wohl kaum überrascht; gerade in der Vorausschau hatten sie und die anderen Autoren der Zeitschrift ihre Leser stets ermutigt, politische und gesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen. Um der Gefahr autoritärer Entmündigung – und Selbst-Entmündigung –, über deren Fortdauer sich diese Jahrhundertzeugen keine

Illusionen machten, etwas Konkretes entgegensetzen zu können. Und um dem Gift des Machtmissbrauchs, der Hetze und nationalistischen Nickeligkeiten mit etwas anderem als einem naiven »Wer hätte das gedacht« zu begegnen. (Dass die liberale Idee sich allerdings auch selbst schwächt, wenn sie die soziale Komponente vernachlässigt – diese in der Zeitschrift immer wieder zu lesende Warnung schienen so manche Namens-Progressive geflissentlich überlesen zu haben.)

Und nun? In Polen wurde die Kaczyński-Partei inzwischen wieder abgewählt, doch der von ihr verursachte Schaden an der Rechtsstruktur ist nur schwer zu beheben, ganz zu schweigen von jenem von ihr gezüchteten Diskussionsklima voller Hass, Verdächtigungen und abstruser Feindbilder. Hinzu kommt, dass mit dem im Juni 2025 mit hauchdünner Mehrheit zum Präsidenten gewählten rechtsnationalistischen Karol Nawrocki der pro-europäisch moderaten Regierung erneut ein rabiater Gegner, ja Feind erstanden ist. Derweil kämpft die 2014 und 2022 angegriffene Ukraine weiter um ihr Überleben. Während Ungarns Viktor Orbán und der slowakische Premier Fico erneut vorführen, wie leicht rechtsstaatlich mäßigende Institutionen in die von ihnen gewünschte Form zu schleifen sind, sofern man nur dem »Volk« (das in genau dieser imaginierten Homogenität angesprochen wird) die entsprechenden Groß-Erzählungen bietet. Schließlich behaupten ja inzwischen auch im Westen all die Trumps, Musks, Kickls, Melonis, Salvinis, Le Pens, Mélenchons, Höckes und Weidelknechts enorm erfolgreich, allein für das Interesse »des Volkes« tätig, ja mit diesem gar *identisch* zu sein. Mehr noch und schlimmer:

In einem staatsstreichartigen Verfahren kündigt die gegenwärtig im Weißen Haus herrschende Clique Amerikas über ein halbes Jahrhundert währenden Beistand für Europa auf und verhandelt stattdessen über die Köpfe der Menschen hinweg mit dem russischen Gewaltherrscher.

Auf diese Weise also hatte sich der Raum im Bellevue geweitet – über Adam Michnik zu Jerzy Giedroyc und Sofia Hertz. Dazu die Offensichtlichkeit, dass es wahrlich Wichtigeres gibt als bräsiges Räsonieren über die Frage, ob in Deutschland nun jene »innere Einheit« (noch einmal: was für eine Bullshit-Formel) endlich vollendet sei oder noch auf sich warten lasse und aus welchen Gründen.

Allerdings verweisen gerade jene anderen Räume – geografische, zeitliche, aus Erfahrungen strukturierte – auf die jeweils eigene Herkunft. Da es ja Gründe gegeben haben muss, weshalb Menschen nach ihnen suchten und sie betraten; Wege, die zu gehen waren, manchmal unfreiwillig auf der Flucht und aus äußerem Zwang, mitunter aber auch *mit Freude und Vergnügen*. Da es ja mitnichten stets so statisch ist, wie es Dr. Benn – nachdem er die Nazis bejubelt, die ins Exil getriebenen Kollegen verspottet und sich später von der neuen Herrschaft dann doch desillusioniert innerlich wieder abgewandt hatte – in seinem häufig so unangenehm zackigen Behauptungs-Stil schrieb, in dem wohl nicht zufällig hierzulande noch immer gern zitierten Gedicht *Biographie*: »Herkunft, Lebenslauf – Unsinn! / Aus Jüterbog oder Königsberg stammen die meisten, und in irgend einem Schwarzwald endet man seit je.«

Nun, Hannah Arendt aus Königsberg war nicht in »irgendeinem Schwarzwald« geendet und schon gar nicht in der mystifizierenden »Wenn der Sturm um die Hütte braust, ist's hohe Zeit zum Denken«-Verquastheit ihres einstigen Freiburger Lehrers Martin Heidegger. Sondern hatte, vertrieben nach Paris und New York, dem Denken – und Tun – neue Wege geöffnet, jenseits des *hortus conclusus* deutscher Holzbehausungen.

Und in New York war es, wo sie später, schon betagt, Freundschaft schloss mit einem über drei Jahrzehnte jüngeren Mecklenburger namens Uwe Johnson, der 1959 der DDR Adé gesagt hatte und sich nun am Hudson seinem Buchprojekt, einem weltläufigen Heimatroman, widmete.

Und Jüterbog, südlich von Berlin? Der Zug von Hamburg-Altona nach Prag – mitunter sogar nach Budapest – rauscht daran vorbei, nimmt lokale Zusteigende jedoch in Elsterwerda oder Dresden auf. Selbstverständlich aber haben auch diejenigen, die aus verschiedensten Gründen in jenem Jüterbog bleiben, seit 1989/90 Möglichkeiten, an die zuvor nicht einmal zu denken gewesen war. (Und auch davon wäre zu schreiben, wäre *mit ihnen* zu reden – und dabei natürlich auch von Hindernissen zu erfahren, persönlichen und strukturellen. Das aber wäre dann bereits ein ganz anderer Text, mit anderem, offenem Ausgang.)

Und der Schwarzwald? Zugegeben: Die Stationen Sankt Georgen-Triberg-Hornberg-Hausach hatten mir als frisch sozialisiertem Westler, der in einem Gymnasium am Bodensee das in der DDR verweigerte Abitur nachholen konnte, auf Zugfahrten stets mehr als einen gelinden Schauer verursacht. Freilich musste ich ja dort

nicht leben, und für diejenigen, die's freiwillig taten, waren die Wälder und Wiesenhänge, die Fachwerkhäuser und die Neubauten unten im Tal sicherlich eine Heimat, über die es nichts zu spotten gab. Und dennoch spürte ich eine geradezu unbändige Freude, wenn der Zug nach der Durchquerung dieses schwarzen Waldes wieder flaches Land erreicht hatte und auf Offenburg zuhielt. Nun hieß es umsteigen in Richtung Kehl, und von da via Strasbourg und Nancy in damals vier Stunden nach Paris, Gare de l'Est.

Überraschenderweise musste ich – nicht im Bellevue, sondern zuvor, beim Konzipieren und Nachdenken über die Rede, daheim am Schreibtisch im nördlichen, sogenannten »alten Westberlin« – immer wieder an die Pariser Stationen denken. 1999, auf dem Weg nach Maisons-Laffitte zu Jerzy Giedroyc und Sofia Hertz ... Aber auch das »Zuvor« tauchte wieder auf.

Denn da war ja zuerst einmal die Gare de l'Est, an welcher der aus Sachsen stammende Bodensee-Gymnasiast zum ersten Mal im Oktober 1991 ausgestiegen war, voller Ehrfurcht vor dem riesig scheinenden Kopfbahnhof mit seinen gerade noch zählbaren Gleisen, doch zahllosen Passagieren und jenem melodischen Klingklong, dem präzise Durchsagen in (so kam es ihm zumindest vor) bezirzend höflichem Französisch folgten, wobei die Akustik durch die klassische Kuppelhalle mit den boxenartigen *Relais H*-Zeitungskiosken sogar noch verstärkt wurde. Und dazu die benachbarte Gare du Nord.

Ein anderer Westen. So, wie ohnehin Frankreich, wo ich ab 1992 für ein paar Jahre leben und danach für längere Aufenthalte häufig zurückkehren würde, mit einer denk-

bar charmanten Erweiterung der eigenen Möglichkeiten lockte, als ein zivilisatorischer Augenöffner. Wobei der Verzicht auf Weichzeichnen und kritikloses Anschwärmen ebenfalls neue Blickwinkel eröffnete: Immerhin – zumindest im herkömmlichen Rahmen westlicher Demokratien – war kaum etwas derart korrupt, geschwätzig und ineffektiv wie eine sich seit jeher unverdrossen selbst reproduzierende Pariser Polit-Elite. (Und vor diesem Hintergrund: Wie ortlos und ridikül jene gegenwärtige teutonische Rechts-Außen-Hatz, die just in der föderal verfassten Bundesrepublik die vermeintlich »abgehobenen Kasten« andauernd zur medialen Fahndung ausschreibt.)

»Denk mal an Manés Sperber«, hatte der Schriftsteller Jürgen Fuchs gesagt, als ich mich im Herbst 1992 bei ihm und seiner Frau Lilo verabschiedete, kurz vor dem Umzug für zwei Jahre nach Paris. (Manés Sperber, der 1984 hochbetagt in Paris gestorben war, und dessen schöner Satz von der »kategorischen Ablehnung der Mutlosigkeit« tatsächlich zum Lebensmotto taugte.) Eine mit Büchern gefüllte Wohnung nahe dem Flughafen Tempelhof, in die die beiden nach ihrer Ausbürgerung aus der DDR gezogen waren, 1978 und damals noch kinderlos. *Denk mal an Manés Sperber*, doch sollte das keine Aufforderung zu einer antitotalitären Pilgerreise sein, zu einer quasi säkularen Lourdes-Tour. Gerade weil Jürgen Fuchs nach den langen, peinigen Monaten in Ostberliner Stasihaft, die er in seinem Band *Vernehmungsprotokolle* so eindringlich beschrieb, dann im Westteil der Stadt die irritierende Erfahrung machen musste, wie freigiebig-nachlässig man dort mit der Vokabel *Frieden* umging und

mit welch wegwerfendem Sarkasmus über *Freiheit* gesprochen wurde.

Jürgen Fuchs, 1950 im sächsischen Vogtland geboren, hatte in seinen Büchern den militärischen und ideologischen Drill auf den DDR-Schulhöfen, auf Armee-Appellplätzen und in den Seminarräumen der Jenaer Universität präzise seziert und erlebte nun, wie abgebrüht instrumentell auch zahlreiche westliche Linke und Rechte mit Worten und Realitäten umgingen.

Weshalb leugneten – außerhalb seines kleinen, überschaubaren Freundeskreises um Heinrich Böll, Siegfried Lenz, Herta Müller, Hans Joachim Schädlich und die Grünen-MitbegründerInnen Petra Kelly, Eva Quisdrup und Lukas Beckmann – so viele, nicht selten kulturinstitutionell und medial durchaus einflussreiche Linke derart hochmütig den ganz offensichtlichen Aggressionscharakter des kommunistischen Kreml und dessen Satrapen-Staaten? Und weshalb zuckten bräsige Rechte nur verächtlich mit den Schultern, wenn Jürgen Fuchs, Freund Wolf Biermanns und Bettina Wegners, in Gesprächen und veröffentlichten Texten immer wieder insistierte, dass Freiheit doch mehr war als Konsum und deshalb auch im Westen permanent neu hinterfragt und austariert werden musste?

Jürgen Fuchs war in der DDR vor seiner Verhaftung aus politischen Gründen vom Sozialpsychologie-Studium zwangsexmatrikuliert worden und arbeitete fortan zusammen mit seiner Frau Lilo im Westberliner »Problemviertel« Moabit in einer Sozialeinrichtung für gefährdete Kinder und Jugendliche aus türkischen, arabischen und jugoslawischen Migrantenfamilien. Wenn ich die beiden dort besuchte, sah ich, wie sie den Kids bei den

Hausaufgaben halfen, schulische und familiäre Probleme besprachen, dabei jedoch weder ins Betuliche noch ins Autoritäre abglitten.

»Seid freie Menschen, das heißt: Achtet euch selbst, macht euch nicht klein. Und vor allem« – in solchen Momenten konnte Jürgen Fuchs' helle Stimme eine unheimlich suggestive Schärfe annehmen – »macht auch andere nicht klein, kommt nie, *Nie!*, auf die Idee, Schwächere zu piesacken (das Wort *dissen* gab es damals noch nicht), sie körperlich und seelisch zu verletzen, sie kaltem Spott und Verachtung auszusetzen.«

Was ich dann bei diesen Jüngeren sah, war nicht etwa mürrisch brütendes Schweigen oder ein verhaltenes Kichern, kein heimliches In-die-Rippen-Knuffen ob des moralisierenden Ossi-Goatie-Zausels. Sondern eher ein auch habituell sichtbares Frei-Werden, ein gelassenes und nicht brüskes Rücken-Durchstrecken, offenes Lächeln. *Stimmt schon, wozu ihr beiden uns da ermutigt.* (Und einige von ihnen standen dann im Mai 1999, inzwischen zu Erwachsenen geworden und teilweise in Macho-Outfit, mit Lederjacken und Tattoos, auf dem Heidefriedhof in Berlin-Mariendorf vor dem Sarg des im Alter von gerade einmal 48 Jahren an einem ominösen Blutkrebs Verstorbenen. Standen da, Rosen in den Händen, und heulten Rotz und Wasser. Ein Bild, unvergesslich und vielleicht noch eindringlicher als Biermanns Abschiedslied für Jürgen Fuchs oder Ralph Giordanos Worte am Grab oder die Beileidsgrüße von Tschechiens Präsident Václav Havel auf einem der Trauerkränze.)

»Utopia ist bereits in Grünheide, in Westberlin, Moskau, Leipzig und London, wenn Menschen – in Ansätzen, manchmal, ein wenig – versuchen, ehrlich, gemein-

schaftlich, solidarisch zu leben«, hatte Jürgen Fuchs schon 1979 geschrieben, in einem zwischen Ost und West geschmuggelten Briefwechsel mit seinem in der DDR gebliebenen Mentor Robert Havemann, der zuvor in einem in der Bundesrepublik veröffentlichten Buch allzu abgehoben das Visionäre, das Utopische, das große Projekt der Menschheitsbefreiung gepriesen hatte. Jürgen Fuchs aber hatte mit dem Konkreten geantwortet, den väterlichen Freund auf die Fallstricke der Abstrahierungen und Verallgemeinerungen aufmerksam gemacht, vor dem »hohen Ton« gewarnt, einem Sprechen und Denken in Ausrufezeichen. Weshalb, so seine Frage, stets diese ideologischen Ismen und mechanischen Muster, die ein praktikables Verändern und Verbessern der Welt im Hier und Heute doch eher erschwerten? Und weshalb die fast schon arrogante Nicht-Wahrnehmung der menschlichen Psyche, ihrer Ambiguitäten, Nuancen und mitunter verstörenden Ambivalenzen? Lies doch mal Manés Sperber, riet Jürgen Fuchs dem 1910 geborenen Robert Havemann in einem seiner Briefe – und riet es dann, wenn auch eher en passant und als Lektüre-Hinweis, erneut dem 22-Jährigen, der nun für eine Weile umzog an die Seine.

Jürgen Fuchs hatte den 1905 in Galizien geborenen ehemaligen Alfred-Adler-Schüler Manés Sperber damals Ende der Siebzigerjahre in Paris getroffen – seine und Lilos erste Tochter würde dann den Namen von Sperbers Ehefrau tragen, Jenka.

Und Sperber, der weißhaarige Jahrhundertzeuge mit dem leisen, skeptischen Lächeln war keiner, der mit dem Verweis auf seine zahlreichen Bücher – die Essays, Stücke, Erzählungen, die dreibändige Autobiographie und

die mit dem Georg-Büchner-Preis ausgezeichnete Romantrilogie *Wie eine Träne im Ozean* – den nach Westberlin ausgebürgerten jüngeren Ostler Fuchs huldvoll beschieden hätte, alles wäre ja bereits geschrieben und gesagt, und zwar von *ihm*. Im Gegenteil.

»Das erste, was Manés Sperber damals in Paris wissen wollte«, erinnert sich Lilo Fuchs über vier Jahrzehnte später, »war etwas ganz Handfestes. Ob Jürgen denn schon eine Krankenversicherung habe, derlei sei äußerst wichtig, gerade für Menschen mit fragil gewordenen Biografien. So war er.«

Was es da alles zu berichten und zu diskutieren gegeben hatte: Sperbers idealistische Hinwendung zum Kommunismus im Wien der zwanziger Jahre, die Verhaftung durch die Gestapo 1933 in Berlin, die Exilzeit in Paris und die Trennung nicht nur von der kommunistischen Ideologie, sondern auch von jenem Hegel-Marx-Lenin-Wahn, der die Geschichte stets genau vorausszusehen glaubte.

Die 1937 geschriebene *Analyse der Tyrannis*, die Jürgen Fuchs, ermutigt von den Nachfragen des fünfundvierzig Jahre Älteren, mit seinen DDR-Erfahrungen abglich, mit dem Schwadronieren und den Drohungen von Staatsbürgerkundelehrern, Schuldirektoren, Parteisekretären, NVA-Offizieren, Stasi-Vernehmern – *und* dem illusionär privatistischen Herumgeprotze an heimischen Küchen- und Stammtischen, in Spindräumen oder Seminarzimmern, dass solch offizielle Forderungen und Befehle einen selbst ja gar nicht allzu sehr beträfen, dass man derlei doch nur äußerlich abnicken müsse, dass sich doch alles »auf einer halben Arschbacke aussitzen« ließe. (So wie auch heute die Lektüre des nicht veralteten Tyrannis-

Essays Erkenntnisgewinn böte, da der Typus der Trumputins und Weidelknechts und der ihrer gläubigen Mitläufer ja bereits dort beschrieben ist – ohne empörten Furor, dafür mit der präzisen Beobachtungsgabe eines Individualpsychologen und exilierten Schriftstellers.)

Auch Sperbers Verzweiflung angesichts des Hitler-Stalin-Paktes 1939 war Thema, die fortgesetzte Unbesorgtheit der Pariser, die einflussreiche Moskauer und Berliner Propaganda, die Anfälligkeit hiesiger Kommunisten ebenso wie konservativer Bürgerlicher für den Kult des starken Mannes und diktatorischen Führers. Die Einsamkeitserfahrung eines antitotalitären jüdischen Osteuropäers, der sich umzingelt sah von einem eskapistischen Wohlfühl-Pazifismus, dessen berühmten Slogan ein isolationistischer französischer Sozialist und späterer faschistischer Besatzungs-Kollaborateur geliefert hatte: »*Mourir pour Dantzig? Sterben für Danzig?*« (So wie heute mit der Rhetorikfrage »Immer noch weitere Waffen für Kyjiw?« die ethisch ebenso wie realpolitisch bitternotige Unterstützung gegen einen Aggressor klügelnd verächtlich gemacht wird als geographisch absurde und politisch suizidale *idée fixe*.)

Nach Hitlers Einmarsch in Frankreich meldete sich Sperber sogleich als Freiwilliger in der Armee und musste dort erleben, wie die tödlich bedrohte *République* kaum noch Verteidiger fand: Die Moskau-hörigen Parteikommunisten hatten weisungsgemäß weiterhin in der »Bourgeoisie« plus unzähligen zu »Abweichlern« Erklärten den Hauptfeind zu sehen, und Hitler als gegenwärtigem Stalin-Verbündeten Respekt zu zollen. Der ideologische Richtungswechsel würde erst im Sommer 1941 stattfin-

den, nach Nazi-Deutschlands Überfall auf die Sowjetunion.

Während nach Sperbers Beobachtung die Ultrarechte im französischen Offizierskorps weiterhin ihren antisemitischen Ressentiments huldigte und ansonsten ganz froh war, die ihnen ohnehin verhasste liberale Demokratie in den Abgrund taumeln zu sehen, hinabgestoßen von der vermeintlich neuen starken Weltmacht aus Berlin.

Hatte Manés Sperber mit Jürgen Fuchs damals in Paris auch darüber gesprochen, wie er nach der Kapitulation Frankreichs im Süden des Landes untertauchen musste, wie seiner hochschwangeren Frau Jenka die Flucht in die Schweiz geglückt war, wie er mithilfe André Malraux' ein Versteck in Cagnes-sur-Mer fand und dort schrieb und schrieb und schrieb – da all das Geschehene doch dokumentiert werden musste, auch für spätere Generationen? Wie er, unter einem blutenden Magengeschwür leidend und von einem bezahlten Fluchthelfer spätnachts auf der letzten gebirgigen Etappe verraten, sich schließlich doch noch in die Schweiz hatte retten können?

Denk mal an Manés Sperber, hatte Jürgen Fuchs fast beiläufig gesagt – vielleicht ja auch im Wissen darum, dass Jüngere es vermutlich nicht unbedingt schätzten, mit gestrengen Aufforderungen bedacht zu werden. Die Sperber-Bücher wurden von mir dann jedenfalls nach Paris mitgenommen und gelesen – zu einer Zeit, als die Hilferufe aus der serbisch eingekesselten bosnischen Stadt Gorazde immer verzweifelter wurden und sich dennoch eine Vielzahl deutscher Intellektueller und Friedensbewegter mit den »alten Füchsen der Diploma-

tie« darin einig war, dass den hochgerüsteten Gewalttätern Milošević und Karadžić und deren Soldateska *nicht* militärisch Einhalt geboten werden sollte/konnte/durfte/musste, sondern man stattdessen »Gesprächskanäle« weiter offen zu halten hatte, um eine »Konflikt-Eskalation« zu vermeiden. (Später, als von den Massenmördern nach Gorazde auch Sarajewo ins Visier genommen wurde und das genozidale Massaker von Srebrenica stattfand, ehe dann im September 1995 angloamerikanische Bombenflugzeuge den Angriffskrieg binnen weniger Tage beendeten, las ich noch immer Sperber. Allerdings nicht als »Prophet«, hatte er doch u. a. zwei Sätze geschrieben, auf die auch Jürgen Fuchs immer wieder zurückgekommen war, mit einem freundlichen und alles andere als besserwisserischen Lächeln: *Wir alle sind partiell im Irrtum. Auch wer gegen den Strom schwimmt, schwimmt im Strom.*)

Vor allem ein Text scheint inzwischen mit den Jahren immer aktueller geworden zu sein – Manés Sperbers Rede zum Friedenspreis des Deutschen Buchhandels, Oktober 1983. Das war vier Monate vor seinem Tod, und er war körperlich bereits zu geschwächt, um die Rede, die sich heute liest wie eine Flaschenpost für kommende Generationen, noch persönlich zu halten; schließlich trug Sperbers Kollegenfreund Alfred Grosser den Text in der Frankfurter Paulskirche vor. »Wer, anstatt über die Quellen und die Gründe der Kriegsgefahr nachzudenken, seinen leidenschaftlichen Protest nur auf die Waffen reduziert, und seien es die mörderischsten, vermeidet – bewusst oder unbewusst – die Suche nach dem Feuerherd und erliegt der heute weitverbreiteten Neigung, die Mittel mit den Zielen zu verwechseln. Wer jedoch glaubt

und glauben machen will, dass ein waffenloses, neutrales, kapitulierendes Europa für alle Zukunft des Friedens sicher sein kann, der irrt sich und führt andere in die Irre. Wer für die Kapitulation vor jenem bedrohlichen Imperium eintritt, das seit dem Zweiten Weltkrieg mehrere europäische Staaten in Satelliten verwandelt hat, irrt sich und führt andere in die Irre.«

Das damalige Echo war enorm, das heißt: Zurückweisung und wütender Protest. Kurz zuvor hatte der SPD-Politiker Egon Bahr im Parteiorgan »Vorwärts« die polnische Gewerkschaft Solidarność als »Gefahr für den Weltfrieden« bezeichnet, und ähnliche Vorwürfe musste sich nun auch ein jüdischer Intellektueller wie Manés Sperber anhören. Der damals als Vorsitzender des Schriftstellerverbandes VS äußerst einflussreiche Bernt Engelman (der, wie man heute weiß, von der Stasi als IM »Albers« geführt wurde) warf Sperber »Kriegstreiberei« vor und forderte ihn mit harschen Worten auf, den Preis schleunigst zurückzugeben.

Verblüffend, vor allem aber schockierend die Parallelen zur Gegenwart. Noch immer, so scheint es – nein, keine Ausflüchte: so *ist* es – muss sich eine in der Eigenwahrnehmung bereits höchst reflektierte deutsche Öffentlichkeit auf das Alleroffensichtlichste aufmerksam machen lassen; in ruhigen, eindringlichen Worten, die gleichwohl von einer stillen Verzweiflung durchdrungen sind ob der fortgesetzten Notwendigkeit solcherart Realitätsbeschreibung.

Und so hatte sich im Herbst 2022 auch der Friedenspreisträger Serhij Zhadan in seiner Paulskirchen-Rede beinahe dafür zu rechtfertigen, dass er zusammen mit seiner Rockband nicht nur unter Lebensgefahr humani-

täre Güter ins umkämpfte Charkiw bringt, sondern mit seinen Gedichten und Songs selbstverständlich auch vor den Soldaten der ukrainischen Armee auftritt. »Dabei ist alles ganz einfach: Wir unterstützen unsere Armee nicht deshalb, weil wir Krieg, sondern weil wir unbedingt Frieden wollen. Nur ist die uns unter dem Vorwand des Friedens angetragene Form der Kapitulation nicht der geeignete Weg zu einem friedlichen Leben und zum Wiederaufbau unserer Städte. Warum also werden die Ukrainer so oft hellhörig, wenn europäische Intellektuelle und Politiker den Frieden zu einer Notwendigkeit erklären? Nicht etwa, weil sie die Notwendigkeit des Friedens verneinen, sondern aus dem Wissen heraus, dass Frieden nicht eintritt, wenn das Opfer der Aggression die Waffen niederlegt. Die Zivilbevölkerung in Butscha, Hostomel und Irpin hatte überhaupt keine Waffen. Was die Menschen nicht vor einem furchtbaren Tod bewahrt hat.«

Und was geschah nach dieser Rede? Der einstige Fernsehjournalist Franz Alt geißelte Serhij Zhadan öffentlich als »Völkerhasser« und forderte alle bisherigen Preisträger auf, aus Protest ihre Auszeichnung zurückzugeben. Hybris aus der Pensionärs-Ecke? Womöglich mehr als das. Denn da war ja auch die immense emotionale Kälte, mit welcher der prominente deutsche Soziologe Harald Welzer an den über Leben und Tod in der Ukraine berichtenden Schriftsteller ungerührt Benimm-Noten verteilt hatte und dazu das Paulskirchen-Publikum tadelte wegen dessen langanhaltendem Beifalls, den er vermutlich auf die Sekunde gemessen hatte. Die Solidarität mit dem Gast aus dem ohne Unterlass angegriffenen Land denunzierte er in fein ziseliertem Prä-

zeptorensprech als »gesinnungsethische Überanstrengung«.

Und Manés Sperber, der die Erfahrung vergleichbaren Unverständnisses, ja der Infamie, bereits Jahrzehnte zuvor hatte machen müssen? So war es dann auch dieser Satz von Sperber, den Jürgen Fuchs ebenfalls mitunter ins Gespräch gestreut hatte (vielleicht auch deshalb, da die Worte nicht beim auto-suggestiven *Prinzip Hoffnung* à la Ernst Bloch verharrten, sondern etwas Zusätzliches in den Blick nahmen, streng und praktikabel zugleich): »Es ist nicht so sehr der unbrechbare Wille zur Hoffnung als die kategorische Ablehnung der Mutlosigkeit, somit ein Widerstand gegen die Resignation, der mein Schreiben bestimmt.«

Mit solchen Gedanken und Büchern, mit der geteilten Erfahrung von Menschen wie Sperber und Jürgen Fuchs – und Serhij Zhadan – durch die Welt, über die Jahre und Jahrzehnte und zu neuen (Denk-)Begegnungen ...

Zurück deshalb zum Pariser Nordbahnhof im unglamourösen 13. Arrondissement, in dessen Nähe sich die Rue Lafayette befindet, die weiter südlich die Rue du Faubourg-Poissonnière kreuzt. Dort, entlang kleiner Läden und Brasserien, ein paar Dutzend Meter über das sacht geneigte Trottoir und dann linker Hand unter einem Torbogen in einen kopfsteingepflasterten Hof eingebogen. Wiederum links ein unscheinbarer Ausgang, eine Wendeltreppe mit breiten, ausgetretenen und knarrenden Stufen. Ein Geräusch, das mir bald vertraut vorkommen würde, über die Jahre hinweg und bei jedem Besuch bei André Glucksmann.

Eindrucksvoll die Kassettenür mit dem winzigen

Klingelknopf ohne Namensschild, imposant auch der sich dem Besucher alsdann öffnende Flur mit all den Bücherregalen bis zur Decke – und natürlich der Salon im klassischen Stil, glänzender Dielenboden, Kamin samt Marmorkonsole und darauf die kleine Standuhr im Glasgehäuse, mit vergoldetem Zifferblatt. Ganz und gar nicht um Eindruck-Schinden bemüht jedoch der freundliche Hausherr in Mokassins, Jeans und Rollkragenpullover. Bei jedem meiner regelmäßig gewordenen Paris-Aufenthalte das offene, doch auch besorgt wirkende Lächeln, der wuchtige, mit der Zeit grau gewordene Haarschopf. Und zur Begrüßung jenes »Est-ce que tu es déjà au courant de ...?«, das jedoch nicht etwa mit dem Wissen um hauptstädtische Insidereien kokettierte, sondern tatsächlich den Austausch suchte, erbat, ja forderte, über den gegenwärtigen Zustand der Welt.

Was bei André Glucksmann, Jahrgang 1937 und Sohn antinazistischer jüdischer Eltern aus Prag und der Bukowina, dann genau dies bedeutete: Nachrichten vom Leiden des Einzelnen oder von Massenmördern heimgesuchter Ethnien wie etwa der ruandischen Tutsi und schwarzer Muslime in Darfur, der tschetschenischen Zivilbevölkerung und der bosnischen Muslime. Was deshalb anstand – im Angesicht der Gräueltaten von Kigali, Grosny, Srebrenica und Sarajewo –, war nicht allein das Unterzeichnen von Petitionen oder öffentliche Auftritte, um der medialen Dominanz der linken und rechten Relativierer etwas entgegenzusetzen, sondern praktische Hilfe. So stapelten sich auf der Kaminkonsole, dem runden Glasplattentisch und in allen Ecken des Salons die Bücher und Zeitschriftenartikel neben Dokumenten, die Glucksmann aus jenen Ländern zugespielt worden waren.